

Zeitschriftenschau.

A. Philosophische Zeitschriften.

1] **The Monist.** A quarterly Magazine edited by Dr. Paul Carus. Chicago. Vol. I, 1—4. 1890/91.

G. J. Romanes, Mr. Wallace on physiological selection p. 1—20.
Des Vf.'s Theorie der „physiologischen Auslese“ lautet: Die Thatsachen der Vererbung und Variabilität gegeben, spitzt sich die Entwicklungslehre auf die Erforschung der Ursachen zu, welche die Züchtung des Gleichen durch Gleiches, unter Ausschluss des Ungleichen, bewirken. Innenzucht muss zu Unterschieden, freie Kreuzung der Varietäten aber zu Gleichheiten führen. So lange freie Kreuzung herrscht, wird die Vererbung zu Gunsten typischer Befestigung aus- schlagen oder höchstens nur nach einer bestimmten Richtung hin Veränderungen begünstigen. Um eine räumlich vielverzweigte Artvermehrung oder eine gleich- zeitig sich bildende Typenverschiedenheit zu ermöglichen, ist es nöthig, dass die freie Kreuzung in der Quelle schon und weiterhin im ganzen Entwicklungs- process verstopft werde. Nur unter Mithülfe einer Absonderung — Homogamie — vermag das Gesetz der Vererbung polytype Formen zu erzeugen. Dies kann nun freilich auch durch die Naturauslese, welche unter Ausschluss des Un- passenden nur passende Exemplare zur Züchtung zulässt, erreicht werden. Aber es ist klar, dass das Züchtungsergebniss hier nur eine lineare oder monotypische, nur mit der Zeit fortschreitende Entwicklung sein kann. Sollen Typenverwandlungen an vielen Orten zugleich erzielt werden, so müssen noch andere Agentien der Naturauslese zu Hülfe kommen. Diese sind nicht nur geographische Isolirung und geschlechtliche Bevorzugung („psychologische Auslese“), sondern vor allem die „physiologische Auslese“ oder „Abson- derung des Passenden“, die darin besteht, dass gewisse Individuen derselben Species unter einander fruchtbar sind, während sie mit dem ganzen Rest ihrer Species absolut unfruchtbar bleiben. Gegen die Kritik von Wallace, der die Naturauslese zum Hauptfactor der Entwicklung erhebt und die physiologische Auslese ganz ausschliesst, nimmt Vf. seine Theorie nicht ohne Geschick in Schutz. — **A. Binet, The immortality of infusoria p. 21—37.** Prof. Weismann legt den Protozoen bekanntlich das Prädicat der Unsterblichkeit bei, insofern dieselben sich durch blosse Theilung des lebenden Protoplasma ins Unbegrenzte

vermehren können, und dehnt diese „potentielle Unsterblichkeit“ weiterhin auch auf das Keimplasma überhaupt, auch bei den Metazoen, aus. Neuere Beobachtungen von Maupas und Binet zeigten jedoch, dass nach 50—100 ungeschlechtlichen Generationen (durch blosse Theilung) die Lebens- und Zeugungskraft der Infusorien, besonders der Geisselthierchen, derart erschöpft ist, dass zunächst Atrophie, und zuletzt der Erschöpfungstod der ganzen Colonie eintritt. Um letzteren zu verhindern, gibt es nur ein Rettungsmittel, nämlich die Erneuerung und Verjüngung des Protoplasma's durch die geschlechtliche Fortpflanzung. Je zwei Individuen vereinigen sich und tauschen im Geschlechtsact gewisse Protoplasma-Theile miteinander aus. Die Frage nach der Unsterblichkeit des Plasma's spitzt sich nun darauf zu, ob dasselbe nach der Geschlechtsvereinigung physisch dasselbe geblieben oder ein ganz anderes, neues geworden sei. Gruber glaubt an der Identität festhalten zu sollen, während Maupas dem widerspricht. Eine blos experimentelle Entscheidung dieses Problems, und folglich eine Widerlegung oder Bestätigung der Weismann'schen Unsterblichkeitstheorie ist durch Beobachtung unmöglich — **Ed. Cope, On the material relations of sex in human society p. 38—47.** Eine im Darwin'schen Geist gehaltene Betrachtung über die Geschlechtsverhältnisse in der menschlichen Gesellschaft. Die Geistesbildung eines Volkes wird am sichersten an seinem Verhalten gegenüber dem Weibe gemessen. Nirgendwo werden die Frauen mit mehr Rücksicht und Respect behandelt, wie in den Vereinigten Staaten, weshalb dort auch die Bewegung zu Gunsten der Erweiterung der Frauenrechte den meisten Anklang findet. Es ist demgegenüber die Frage von principieller Wichtigkeit, ob in der Zukunft eine erhebliche Verbesserung der Lage der Frauen in ethischer und intellectueller Beziehung wohl zu erwarten sei. Stände der Mann im Kampfe um's Dasein dem Weibe nicht schützend zur Seite, so wäre letzteres, dem Stärkeren weichend, schon längst vom Kampfplatz verschwunden. Darum bleibt den Frauen bei ihren Emancipationsbestrebungen die Mithilfe eines Mannes unentbehrlich. Gänzliche Unabhängigkeit von ihm wäre ein Unding und eine Unmöglichkeit; denn durch langdauernde Vererbung ist dem Weibe der Trieb zur Ehe und Mutterschaft zu tief eingepflanzt, als dass es sich dauernd davon lossagen könnte. Auch die Monogamie gereicht dem weiblichen Geschlecht schliesslich nur zum Heile. — **E. Mach, The analysis of sensations — antimetaphysical p. 48—68.** — **P. Carus, The origin of mind p. 69—86.** Zwischen gegebenen und abgeleiteten Thatsachen scharf unterscheidend, definiert Vf. den Geist als „die organisirte Totalität abgeleiteter Thatsachen, wie sie sich entwickelt in der fühlenden Substanz.“ Aus den Gefühlen (feelings) wächst der Geist hervor als seiner Bedingung. Nicht der fälschlich hypostasirte Geist ist es, der die Thatsachen der Sinneseindrücke zu Vorstellungen (representations) organisirt; denn er ist die Frucht, nicht die Wurzel dieser organisatorischen Thätigkeit. Objective und subjective Existenz sind nur zwei verschiedene Seiten derselben Sache. Da aber die subjective Welt mit dem Tode schwindet, so fragt es sich: Wie entsteht in den Objecten der objectiven Welt das Subject? Auf diese Frage gibt nur der Positivismus als Thatsachen-Philosophie und, insofern die Zusammenfassung aller Thatsachen in einem System das Ideal der Wissenschaft bleibt, der Monismus genügende Antwort. Vom Gesichtspunkt der Thatsachen aus existirt ein Subject im Sinne

der alten Schule nicht; ein Agens, das in uns denkt, ist Aberglaube. Das „Denksubject“ ist nur ein Sammelbegriff, der gewisse Gruppen von Sinneseindrücken, Empfindungen, Ideen und Willenshandlungen registerartig zusammenfasst. Während der Dualismus zwischen Geist und Stoff eine Scheidewand aufrichtet, hält der Monismus an deren Identität fest und lässt das Geistige aus dem Nichtgeistigen hervorgehen, ähnlich wie das Licht auf die Finsterniss folgt und umgekehrt. — **Max Dessoir, The magic mirror p. 87—117.** Die alten Erzählungen von Zauberei und Teufelskünsten können nicht für lauter Lug und Trug gelten. Denn was wenigstens den „Zauberspiegel“ betrifft, so ist die moderne Wissenschaft imstande, die einschlägigen Erscheinungen richtig zu deuten. Für die Vorgesichte und Weissagungen mit Hilfe des Zauberspiegels sind schon die verschiedensten Erklärungen versucht worden. Die Einen denken an Hallucinationen, hervorgerufen durch besonders hervorstechende, bestimmte Eigenschaften des Gegenstandes. Andere erklären alles für Teufelswerk. Wieder Andere recurriren auf ein „magisches Ich“ (Perty) oder auf transscendentale Mächte der Seele, welche für gewöhnlich gebunden unter gewissen Umständen frei werden. Noch Andere berufen sich zur Erklärung des magischen Hellsehens auf den Hypnotismus, dessen Anfangsstadium sie darin erkennen wollen. Indess sind alle diese Erklärungen unbefriedigend, theils weil sie nicht den ganzen Thatsachen-Complex ins Auge fassen, theils weil sie selber erst einer Erklärung bedürfen. Verfasser entscheidet sich darum für die Annahme eines Doppel-Ichs im Menschen, speciell eines Ober- und Unterbewusstseins. Wenn man die Erscheinungen des Zauberspiegels auf ihren Inhalt und ihre Form prüft, so kommt man zu dem Schlussresultat: Mit Bezug auf ihren Inhalt entstammen dieselben dem Unterbewusstsein, mit Bezug auf ihre Form gehören sie zur Kategorie der Hallucinationen. — **W. M. Salter, Höfding on the relation of the mind to the body p. 118—123.** — **Charles S. Peirce, The architecture of theories p. 161—176.** — Von den etwa fünfzig bis hundert Philosophie-Systemen, die in der Weltgeschichte aufgetaucht sind, haben wohl die wenigsten in historischer Fortentwicklung ihren Ursprung. Die meisten sind plötzliche Geistesblitze, glückliche Kinder des Augenblicks gewesen. Ein bestimmter, hervorstechender Grundgedanke blitzte auf, der dann einheitlich durch alle Seinsgebiete durchgeführt wurde, ähnlich wie ein von der ungeheuren Bedeutung des Papiers überzeugter Baumeister alle seine Bauten aus Papier aufführen würde. Offenbar eine ganz verfehlte Art Systeme zu errichten. Ehe man zu einem Baue schreitet, muss man doch erst das Baumaterial beisammen haben oder vielmehr zusammensuchen, und dies setzt für die Philosophie ein ängstliches Studium und systematisches Forschen auf allen den Wissensgebieten voraus, welche Bausteine zum System liefern können und müssen. In Wahrheit gibt es keine Wissenschaft, die nicht ihren Beitrag zur Philosophie liefert. Da ist z. B. die Dynamik mit dem grossen Gesetze von der „Erhaltung der Kraft“, welches unsere Begriffe von Kraft und Gesetz von Grund aus umgestaltet hat. Was deren philosophische Verwerthung im System betrifft, so weisen sie auf Entwicklung (evolution) als ihr Prius hin. Die Naturgesetze und ihre Regelmässigkeit sind eben selber erst das Resultat von Entwicklung; nicht zwar in der Auffassung Herbert Spencer's, der kein Entwicklungstheoretiker im philosophischen Sinne ist. Aber auch nicht

nach der Weise Darwin's und Lamarck's. Denn der Darwinismus lehrt nur eine Ausmerzung des Unpassenden und eine Entwicklung durch Zufall, während Lamarck die letztere auf die Wirkungen von Gebrauch und Gewohnheit gründet. Da Clarence King eine dritte Art von Entwicklung, nämlich durch äussere Einflüsse des Mittels, der Umgebung, der Nahrung etc. aufstellt, die mit den Thatsachen der Biologie und Paläontologie gut übereinstimmt und ebenso gut auf den Fortschritt menschlicher Einrichtungen und Kenntnisse passt, so wird man nicht umhin können, dieselbe auch auf den grossen Entwicklungsgang des Weltalls im allgemeinen anzuwenden. — Eine gleich ergiebige Thatsachen-Ausbeute gewährt die Psychologie. Hier erscheint die alte dualistische Scheidung von Geist und Stoff, die bei Cartesius eine so grosse Rolle spielt, als die schlechteste aller Deutungen, weshalb sie heutzutage kaum noch Anhänger zählt. Die Thatsachen treiben vielmehr von selbst auf ein mehr oder minder monistisches Erklärungsprincip hin, welches je nach dem Ueberwiegen des Psychischen oder Physischen in eine dreifache Spitze auslaufen kann: 1) werden die beiden Erscheinungsreihen als parallel nebeneinander laufend gefasst, obschon sie demselben Ding angehören, so erhalten wir den strengen Monismus; 2) wird hingegen das Psychische ohne weiteres aus dem Physischen als seinem Grunde abgeleitet, so erhalten wir den Materialismus; wenn 3) umgekehrt das Physische aus dem Psychischen, den Idealismus. Nun ist der Materialismus evident absurd. Aber auch der strenge Monismus ist verwerflich, schon auf den blosen Grund hin: „Non sunt multiplicanda entia sine necessitate“, ein Axiom, das unter dem Namen „Basirmesser Occam's“ bekannt ist. So bleibt denn nur der objective Idealismus übrig, wonach der Stoff abgenutzter Geist ist, und veraltete Gewohnheiten sich verwandeln in physische Gesetze. — Weitere Schätze erschliesst die Mathematik, besonders die Raumlehre. Den Raum kann man in dreifacher Weise fassen: entweder mit Euklid als etwas Unbegrenztes und Unmessbares, so dass alle Dreiecke überall eine Winkelsumme von genau 180° ergeben; oder als etwas zwar Unmessbares, aber zugleich Begrenztes, wobei die Winkelsumme unter 180° zu liegen käme; oder endlich als etwas Unbegrenztes und doch Endliches, so dass die Winkelsumme eines Dreiecks mehr als 180° ausmache. Die Geometrie weiss keinen nöthigenden Grund anzugeben, dass die Winkelsumme genau $= 180^\circ$ sein muss, und darum sind wir über die Natur des Raumes selber im Dunkeln. Nun ist die Metaphysik noch immer der Affe der Geometrie gewesen, indem die metaphysischen Axiome nur eine Nachäffung geometrischer darstellen. Mit dem Zusammenbruch der letzteren werden indess die ersteren wohl folgen müssen. So fehlt z. B. jedwede Nöthigung für das Axiom, dass die Erscheinungen in all ihren Einzelheiten durch Gesetz bestimmt sein müssen. Dass ein Element der Willkür im Universum steckt, bezeugt schon dessen Charakter der Mannigfaltigkeit. — Was für eine Metaphysik würde nun wohl aus der Verarbeitung der soeben gewonnenen und noch anderer Grundbegriffe hervorgehen? Offenbar eine kosmogonische Philosophie mit folgenden Hauptsätzen: Am Anfang, d. i. vor unendlicher Zeit, existirte ein Chaos verworrener, unpersönlicher Gefühle, ohne Zusammenhang und Ordnung, und darum eigentlich existenzlos. Inmitten dieses Spieles von Gefühlen entstand eine „generalisirende Tendenz“, die immer mehr die Oberhand gewann. Zuletzt erwuchs der Trieb der Gewohnheit von dem aus

mit Hilfe der übrigen Entwicklungsfactoren die Gesetzmässigkeiten des Weltalls allmählich evolvirt wurden. Aber zu jeder Zeit überlebte ein Element des puren Zufalls, welches nicht eher ausstirbt, als bis die Welt zu einem absolut vollkommenen, vernünftigen und symmetrischen System geworden sein wird in der unendlich entfernten Zukunft. — **C. Lombroso, Illustrative studies in criminal Anthropology p. 177—196; p. 336—343.** — Der französische Roman-schreiber Zola, ein rücksichtsloser Anhänger des Kunstrealismus, hat in seinem bekannten Roman: „La bête humaine“ die Grundsätze der criminellen Anthropologie künstlerisch zu verarbeiten versucht. So sehr Vf., bekanntlich einer der Begründer der neuen italienischen Strafrechtsschule, den Künstler wegen seiner Bestrebungen lobt, ebenso sehr sieht er sich veranlasst, demselben wesentliche Fehler und Missgriffe in der Ausführung und Anwendung dieser Grundsätze vorzuwerfen. Im Verfolge des Artikels weist Vf. in den „geborenen Verbrechern“ charakteristische Merkmale nach mit Bezug auf das Skelett, Schärfe des Geruches, Geschmackssinn, Gangart und Gesten, Schädel- und Gesichtsform, Gewohnheit des Tätowirens u. s. w. Höchst interessant ist des Vf.'s Studie über die lebenden Anarchisten Turin's und Chicago's, in denen er den Verbrechertypus wiedererkennt. Doch ist zu bemerken, dass der Anarchist Schwabe, dem der Artikel Lombroso's im Zuchthaus von Chicago zu Gesicht kam, in einer Replik: „Antwort eines verurtheilten Anarchisten an Prof. Lombroso“ (Monist p. 520 ff.) gegen die Aufstellungen und Folgerungen des Vf.'s begründete Einwendungen erhebt. — **H. Schubert, The squaring of the circle p. 197—228.** — Eine historische Skizze des Problems von der Quadratur des Kreises. Ob-schon das Verdict der modernen Mathematik lautet, dass man mit Lineal und Zirkel kein einem gegebenen Kreis gleiches Quadrat construiren könne, so wird es dennoch in Zukunft nicht an solchen fehlen, die das unmögliche Problem für lösbar halten. — **P. Carus, The criterion of truth p. 229—244.** Alle Erkenntniss ist Constatirung von Thatsachen; Naturgesetze sind nur verallgemeinerte Thatsachen. Demnach wird die Aufgabe der Philosophie in der systematischen Darstellung aller Thatsachen bestehen. Der Positivismus ist darum die wahre Philosophie. Daraus ergibt sich auch das Kriterium der Wahrheit; dasselbe liegt in der vollkommenen Uebereinstimmung aller Thatsachen, sowie aller Deutungen und Erklärungen derselben. Wenn zwei Thatsachen nicht übereinstimmend befunden werden, so muss zu einer erneuten Prüfung derselben geschritten werden. Der Geist findet nicht eher Befriedigung, als bis er eine monistische Auffassung der Welt gewonnen hat. — **Carus Sterne, Five souls with but a single thought p. 245—262.** Das Leben der Seesterne erklärt Vf. aus der Annahme von fünf Seelen mit nur einem Gedanken. — **Fr. Jodl, German philosophy in the nineteenth century p. 263—277.** Eine übersichtliche Darstellung der zeitgenössischen deutschen Philosophie nach ihren verschiedenen Richtungen und Bestrebungen. Seit den sechziger Jahren liegt ihre Signatur ausgedrückt in dem Rufe: „Zurück auf Kant!“ Aber zu welchem Kant? Streitet man sich doch dermassen über den wahren und falschen Kant, dass man dazwischen hineinrufen möchte: „Zurück zur Natur!“ Nachdem Vf. die fehlgeschlagenen Versuche der Systembildungen eingehend geschildert, erhebt er sich mit heiligem Eifer zu einer gewaltigen Philippica gegen die reactionäre Philosophie der Katholiken. Es gewährt einiges Interesse, von den Kraftstellen hier Notiz zu

nehmen. „Während die katholische Kirche unter Pius IX. der modernen Cultur ihr wüthendes Anathem ins Antlitz schleuderte, fing dieselbe unter dessen Nachfolger einen viel ruhigeren, aber um so entschiedeneren Krieg an. . . . Was immer der moderne Geist im Bunde mit der Freiheit in bitterem Ringen an Natur- und Geschichtskennntniß gewonnen hat, das wird heute von den hunderten fleissiger Hände so lange gewunden und gedreht, gefälscht und entstellt, bis es in das fertige System passt, das sich einerseits aus katholischen Dogmen, andererseits aus der aristotelisch-scholastischen Philosophie zusammensetzt. Unter dem Schutze des Principis der freien Forschung und mit allen Behelfen der Wissenschaft wird in der That ein wahrer Vernichtungskrieg gegen alle Geistesfreiheit und Wissenschaft geführt, der um so gefährlicher ist, als der Gegner sich mit den erborgten Federn der Naturwissenschaft zu schmücken beliebt und seine wahren Pläne geschickt zu verhüllen weiss. Mit unermüdetem Eifer strebt der Katholicismus mit Hülfe dieses umgestalteten, modernisirten Scholasticismus nach der Oberherrschaft über Schule, Erziehung, Universitäten, sowie über die ganze wissenschaftliche Thätigkeit. Im Vergleich zur Stellung der Vertreter des modernen Gedankens befindet er sich entschieden im Vortheil. Nicht nur ist er im Besitz einer einheitlichen Weltanschauung, sondern er vertheidigt diese seine Theorie auch mit unbeugsamer Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit gegen alle abweichenden Ansichten. Die Vertreter der modernen Wissenschaft hingegen haben nicht das Glück, im Besitz ererbter Wahrheit und unfehlbarer Autorität zu sein; auch haben sie nicht nur mit schrecklichen inneren Schwierigkeiten zu kämpfen, die einer einheitlichen Formulirung ihrer Weltauffassung im Wege stehen, sondern häufig geschieht es auch, dass sie ohne Energie an ihre Aufgabe gehen, um den Widerspruch mit dem religiös-theologischen System weniger grell erscheinen zu lassen.“ (Für das Compliment, das in diesen Ansführungen steckt, sind wir dem Verfasser dankbar.) — **Jos. Le Conte, The factors of evolution p. 321—335.** Die Entwicklungsfactoren lassen sich nach ihrer Bedeutung also ordnen: 1) äussere Umgebung; 2) Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe; 3) natürliche Auslese oder Ueberleben des Passendsten; 4) geschlechtliche Zuchtwahl; 5) physiologische Auslese (Romanes) oder, wie Gulick sie nennt, „abgesonderte Fruchtbarkeit“ (segregate fecundity). Die zwei ersten Factoren wurden von Lamarck eingeführt, der dritte und vierte von Darwin, der fünfte von Romanes. Als sechsten glaubt Vf. hinzufügen zu sollen: 6) bewusste Mitarbeit des Menschen in der Aufstellung und Erstrebung von Idealen. Als nothwendige Bedingungen der Evolution müssen die Vererbung und Variabilität angesehen werden. Mit Bezug auf die Controverse zwischen Romanes einerseits und Weismann, Wallace, Lancaster andererseits, welch' letztere unter Ausscheidung aller übrigen Entwicklungsfactoren mit der Naturauslese allein auszukommen glauben, bemerkt Vf., dass diese letztere nicht genüge, schon darum nicht, weil die Factoren Lamarck's einstmal die Alleinherrschaft behaupteten, nämlich all die Zeit hindurch, wo die Abwesenheit der zwei Geschlechter jede natürliche, geschlechtliche und physiologische Zuchtwahl unmöglich machte. Waren aber die beanstandeten Factoren thätig im Anbeginn, so fällt jeder Grund zur Leugnung ihrer Fortdauer weg. — Die menschliche Evolution fällt mit der organischen keineswegs zusammen, wie die Materialisten wollen; denn die Entwicklungs-

mächte, die früher der Natur allein überlassen waren, erscheinen jetzt vielmehr unter die Herrschaft der Vernunft gestellt, die mit ihrer Hilfe nicht nur neue Formentwickelungen zu erzeugen vermag (künstliche Auslese), sondern auch selber wie auf einer Leiter zu immer höherer geistiger wie sittlicher Vollkommenheit hinaufzusteigen vermag. — **C. Lombroso, Innovation and inertia in the world of psychology p. 349—361.** — **R. Meade Bache, The question of duality of mind p. 362—371.** Vf. bekämpft die Doppel-Ich-Theorie von Max Dessoir u. A. — **G. M. Gould, Immortality p. 372—392.** Vom Glauben an unsere Unsterblichkeit hängt alles Handeln im Leben ab. Nachdem die Möglichkeit der leiblichen Auferstehung mit nichtigen Gründen bekämpft und als Nachklang des Materialismus gekennzeichnet worden, wird der missglückte Versuch gemacht, den Beweis aus dem Glückseligkeitsdrange zu entkräften. Vf. kommt zu dem Schluss, dass kein individuelles Leben, sondern nur das Leben im allgemeinen unsterblich ist, woraus er die Moral zieht: „Liebe nicht so sehr dein eigenes oder eines Anderen individuelles Leben, als vielmehr das Leben im allgemeinen.“ — **Mach and Carnus, Some questions of psychophysics : a discussion p. 393—420.** Eine Auseinandersetzung über die monistische Auffassung des Physischen und Psychischen. — **J. Sully, Psychology of conception p. 481—505.** Eine erkenntnistheoretische Studie. — **M. D. Conway, The right of evolution p. 506—519.** — **H. Höffding, The principle of welfare p. 525—551.** Die religiöse Moral hat ihr einigendes Princip in der Alles beherrschenden Autorität. Da ein solches Princip der weltlichen Moral fehlt, so muss das ethische Problem für sie in eine Vielheit von besonderen Problemen auseinander fallen. Vf. baut bekanntlich seine Ethik auf dem Princip der Wohlfahrt auf, dessen Kriterien also lauten: 1) sittlich ist, was die Lebens-totalität fördert und zugleich 2) einen stetigen Zustand von Lustgefühlen erzeugt. — **P. Carus, The criterion of ethics an objective reality p. 552—571.** Eine Replik auf die vorstehenden Ausführungen Höffding's. — **Max Müller, On thought and language p. 572—589.** In sehr anregender Weise setzt Vf. seine bekannten Ansichten über das Verhältniss von Denken und Sprache auseinander und lässt dem Prof. Romanes, welcher in seinem Buch: „Mental evolution of man“ die Schranke zwischen Thier und Mensch niederreisst, eine geharnischte Entgegnung zu Theil werden. Er weist ihm bedauerliche Unkenntniss in der vergleichenden Sprachforschung nach. — Ausserdem: Berichte über die philos. Literatur der verschiedenen Länder, Kritiken und Referate, Zeitschriftenschau.

2] Mind. A quarterly review of psychology and philosophy. Vol. XVI. London 1891.

A. Bain, On physiological expression in psychology p. 1—22. Unter gewissen Philosophen (z. B. Prof. Stout) herrscht das Bestreben, die psychologischen Erscheinungen ohne Bezugnahme auf die (physiologischen) Begleiterscheinungen des Nervensystems, insonderheit des Gehirns, zu deuten („psychologischer Purismus“). Dieser Tendenz tritt Vf. als einer hinderlichen Schranke entgegen. Viele psychologische Thatsachen, z. B. die Gefühle, würden ohne Berücksichtigung der körperlichen Begleiterscheinungen sich einer vollständigen Würdigung und Erklärung geradezu entziehen. Die Schmerz- und Lustgefühle sind besonders drastische Beispiele; das Heiterkeitsgefühl nach dem Genuss

geistiger Getränke beruht zum grossen Theil auf einer physiko-chemischen Nerven-thätigkeit, ebenso die Empfindungen von Süss und Bitter etc. Die Sinneswahrnehmungen im allgemeinen, ferner die Muskel-, Müdigkeits-, Krampf-, Wärme- und Kältegefühle können unter Beiseitesetzung der Physiologie ohnehin nicht verstanden werden. — **G. F. Stout, Apperception and the movement of attention p. 23—53.** Um in einem späteren Artikel die functionelle Bedeutung der Sprache als Werkzeug des Denkens überhaupt richtig würdigen zu können, hält Vf. es für nöthig, vorerst den Process des Denkens selber zu zergliedern. Denken ist auf intellectuelle Ziele gerichtete Thätigkeit. Diese Ziele werden durch eine sachgemässe Zusammenordnung von Aufmerksamkeitsbewegungen erreicht, gerade so wie materielle Zwecke durch eine sachgemässe Coordination von Leibesbewegungen erreicht werden. Active Aufmerksamkeit bildet darum einen Hauptbestandtheil des Denkprocesses. Aufmerksamkeit und Apperception (letzteres Wort im Sinne Steinthal's genommen) unterstützen sich wechselseitig; durch die Apperception gewinnt eine Vorstellung erst solches Interesse, dass die Aufmerksamkeit darauf gelenkt wird. Die „Bewegung der Aufmerksamkeit“ selber denkt Vf. sich als einen Process, durch welchen besondere Vorstellungen aus dem Gesamtsystem der den Geist zusammensetzenden Elemente zum Zwecke besonderer Berücksichtigung der Reihe nach ausgehoben werden. Ja die Aufmerksamkeit lässt sich mit Bain, Ward, Ferrier, Münsterberg und Ribot geradezu als ein Bewegungsvorgang fassen; denn Athembewegungen, Herzströmen des Blutes zum Gehirn, bestimmte Muskelinnervationen bilden wichtige Bestandtheile des psychologischen Mechanismus im Acte „gespannter“ Aufmerksamkeit, wahrscheinlich auch da, wo letztere nur auf einen Begriff sich richtet. Die Aufmerksamkeit ist entgegen der Lehre Ribot's ein beständiger Factor unseres Geisteslebens. Nur im höchsten Spannungszustand erhalten wir jenen intensiven „Monoideismus“, von dem Ribot spricht; in allen übrigen Fällen besteht noch eine „äussere Zone“ unbestimmter und schwacher Vorstellungen, die erst mit dem Culminationspunkt der Anspannung aus dem Gesichtsfelde verschwinden. Wir verstehen diese Verhältnisse in etwa durch die Annahme von Vorstellungseinheiten als der Elemente unseres Geisteslebens, die sich zu Synthesen vereinigen und Systeme bilden. Vorstellungseinheiten, die an ein bestimmtes System bereits gebunden sind, können zur Zeit weder in ein fremdes System eingehen, noch überhaupt eine unabhängige Rolle spielen. Löst der Organismus sich auf, sei es durch Krankheit (Aphasie, Hypnose etc.), sei es durch andere Ursachen, so fangen die Geisteselemente an, selbständig zu spielen und Tendenzen zu entfalten, welche ihre frühere Organisation zu einem System gebunden hatte. — Die Apperception selbst, welche Vorgänge umfasst wie: Verstehen, Subsumiren, Deuten, Identificiren etc., lässt sich definiren als „der Process, durch welchen ein bestimmtes Gedankensystem sich an ein neues Element angliedert oder anzugliedern strebt.“ Wie der Lebensprocess physikalische und chemische Wandlungen in höherer Synthesis in sich begreift, so fasst die Apperception als systematische Thätigkeit die Elementarprocesse der Association, Verschmelzung des Widerstreits etc. in höherer Einheit in sich. Durch diese Herbart'sche Deutung wird die englische Associations-Psychologie, die nur die Gesetze der Contiguität und Aehnlichkeit gelten lässt, über sich selbst hinausgeführt. Zur Apperception steht die Aufmerksamkeit im selben Verhältniss,

wie beim Thier der Ergreifungsact zur ergriffenen und festgehaltenen Beute. Wo mehrere Systeme zugleich im Geiste vorhanden sind, da kann zwischen denselben ein Verhältniss der Förderung, des Wettstreites und des Conflictes entstehen. Ihre Stärke hängt von inneren und äusseren Bedingungen ab. Man muss aber sehr scharf zwischen dem bloßen Spiel einer Ideenfolge und einem systematischen Gedankenzuge unterscheiden. Erstere kann in letzteren übergehen, wenn und insofern die Kettenglieder selber Gegenstand der Aufmerksamkeit werden. Das Einigungsprincip ist dann aber mehr eine Form als Dingverwandtschaft. — **J. H. Hyslop**, *Helmholtz's theory of space-perception* p. 54—79. In Helmholtz's Theorie der Raumwahrnehmung als eines „unbewussten Schlusses“ steckt ein Widerspruch, da der Begriff des „Schliessens“ denjenigen des „Unbewussten“, der eine gewisse Unmittelbarkeit der Anschauung voraussetzt, ausschliesst. Vf. glaubt, dass die Raumqualität uns irgendwie im Bewusstsein ursprünglich gegeben sein muss, entweder als Anschauungsobject oder als eine mentale Construction, worauf als ihrer Basis Schlüsse von unmittelbar nicht erkannten Beziehungen gebaut werden können, so dass die Ideen von abstractem und synthetischem Raum Complexe von Schlüssen und Anschauungen zugleich bilden. — **L. T. Hobhouse**, *The principle of induction* p. 80—91. — **R. v. Lendenfeld**, *The undying germ-plasm and the immortality* p. 92—99. Uebersetzt aus der Monatsschrift „Humboldt“ Jahrg. 1890. — **S. H. Hodgson**, *Free-will: an analysis* p. 161—180. Endämonisten mag die Frage der Willensfreiheit unbedeutend erscheinen; Ethikern aber, denen Gewissen, Pflicht und Verantwortlichkeit die Seele der Moral sind, ist sie es nicht. Vf. bekennt sich als einen Anhänger der „Ethik der Pflicht“ im Gegensatz zur „Ethik der Glückseligkeit“ und kann darum ohne Selbstmord die Willensfreiheit nicht preisgeben. Da Niemandem das Gefühl seiner Freiheit abgesprochen werden kann, so handelt es sich darum, zu wissen, ob dasselbe eine Täuschung sein könne. Wirkliche Freiheit ist nur zu finden in wirklicher Handlung, d. h. in einem wirklich Handelnden. Einen abstracten Geist oder ein transscendentales Ich als Träger selbstbewusster Handlungen anzunehmen, heisst einen leeren Begriff, der aus nichts und aus purem Zufall Acte setzt, personificiren; solchen Acten kann moralische Verantwortlichkeit unmöglich innewohnen. Um also die Willensfreiheit aufrecht halten zu können, muss man logisch zum Determinismus (!) übergehen. Ein wirklicher Träger der Bewusstseinszustände, inclusive des Wollens, ist im Neuro-Cerebralsystem gefunden. Aber trotzdem ist unser Wille frei; denn die nöthigenden Motive können aus freier Wahl hervorgehen, die selber ein Ergebniss der Ueberlegung ist. Das Motiv erhält seine nöthigende Kraft vom Willen selbst, vom Charakter des mit Ueberlegung Handelnden. Da das Wollen im Ueberlegen und Wählen eines wirklichen Agens besteht, so muss die Freiheit in die Abwesenheit von Hindernissen, welche Ueberlegung und Wahl unmöglich machen würden, gesetzt werden. Wollen und Freiwollen sind identisch; ein Wollen, das unfrei wäre, hätte keine Existenz. Freiheit des Willens ist lediglich die Fähigkeit zu wollen. Der Willensact wird complet im Wahlact, wo unter mehreren entgegengesetzten Wünschen einem der Vorzug eingeräumt wird mit der Clausele, dass die Entscheidung erst noch zukünftig ist und nur mit der factischen Wahl zusammenfällt. Dieses Element der Zukünftigkeit charakterisirt die Handlung als eine

freie. Bis zum Moment der Wahl, also während der Ueberlegung, Vergleichung und Abwägung der Motive, ist das Wollen kein Wahlact, sondern nur die Fähigkeit der Wahl. Nun ist aber gerade letztere das, was die Freiheit ausmacht. Freier Wille ist demnach die Macht der Selbstbestimmung in bewussten Wahlhandlungen. Haben wir gewählt, so sind wir nicht mehr wahlfrei; wir sind so lange frei, als wir noch nicht gewählt haben. — **G. F. Stout, Thought and language p. 181—205.** Die Sprache als Vehikel des Denkens wird hier behandelt lediglich mit Beziehung auf das denkende Subject selber, nicht als ein Mittel der Gedankenmittheilung an Andere. Während Steinthal der Apperception die Hauptrolle zuweist, glaubt Vf. die Apperception im Bunde mit der Aufmerksamkeit als adäquates Erklärungsprincip des einschlägigen Problems aufstellen zu sollen. Die Frage lautet: Inwieweit ist das Denken von der Sprache oder sprachähnlichen Zeichen abhängig? Intuitives Denken (wie z. B. beim Schachspiel) ist von der Sprache unabhängig; denn Patienten, die nicht sprechen (Aphasie), können noch sehr gut Schach oder Karten spielen. Diese Thatsache beweist auch sofort die Möglichkeit der Verallgemeinerung ohne Sprache; denn jedwedes Denken setzt Allgemeinbegriffe voraus, die mit den „Gemeinbildern“ (recepts, wie Romanes sie nennt) nichts gemein haben. Aber das Allgemeine als solches kann nie ein unmittelbarer Gegenstand der Aufmerksamkeit werden, ausgenommen durch die Sprache. Wohl aber können die Sprachzeichen als Ausdrucksmittel (expressive signs), unter denen Gebärden, Fingersprache, Schriftzeichen, articulirte Worte miteinzubegreifen sind, unmittelbarer Gegenstand der Aufmerksamkeit werden, und erst mittelbar durch sie die „apperceptiven Systeme“ selber. An Ausdruckszeichen sind vier Bedingungen zu stellen: 1) sie müssen unmittelbarer Gegenstand der Aufmerksamkeit sein; 2) sie müssen sich leicht und klar wiederholen und kontrolliren lassen; 3) zwischen dem Ausdruckszeichen und der Apperception in ihrer Einheit und Totalität muss eine Association bestehen; 4) das Ausdruckszeichen darf nicht als solches Gegenstand der Aufmerksamkeit werden. Letzteres geschähe z. B. wenn Jemand auf den bloßen Stimmfall lauschte, und nicht auf die Worte, die mit besonderem Stimmfall ausgesprochen werden. — Ausdruckszeichen dürfen nicht verwechselt werden 1) mit suggestiven und 2) mit substitutiven Zeichen. Erstere rufen nur eine bestimmte Idee hervor (z. B. ein mnemonischer Behelf) ohne indess diese Idee auch auszudrücken. Ein substitutives Zeichen hingegen übernimmt nur stellvertretend die Function eines Begriffes (schon selber kein Begriff), um erst nach Erlangung eines Resultats in die Begriffssprache übersetzt und begrifflich gedeutet zu werden (z. B. bei den Operationen der Algebra und formalen Logik). Das Wort als Ausdruckszeichen ist ein Gedankenmittel mit Bezug auf die Bedeutung, die es ausdrückt; ein stellvertretendes Zeichen hingegen ist ein Mittel, um der Bedeutung zu vergessen, die es nur symbolisirt, aber nicht ausdrückt. — Die Sprache objectivirt unsere Bewusstseinszustände und darum wird die Entwicklung der Sprache geradezu zur Entwicklung des Selbstbewusstseins. Ohne die Sprache vermöchten wir zwar eine Aufeinanderfolge von Bildern in den Brennpunkt des Bewusstseins einzustellen, wären aber ausser Stande, einen ganzen Gedankenzug in systematischer Einheit zu überschauen. Unter „concept“ versteht man ein mittels der Sprache objectivirtes „apperceptives System“; eine Synthese

solcher „concepts“ läuft aus in die syntaktische Verknüpfung. Die Subject-Prädicats-Beziehung ist eine subjective Kategorie oder eine bloße Form des Denkens, nicht des Gedankenproducts. Hingegen sind die meisten grammatischen Kategorien objectiv, d. h. allgemeine Verknüpfungsbeziehungen oder Formen des begrifflichen Denkens im Gegensatz zu dessen Materie. — Man hat die Sprache in eine formlose eintheilen wollen, um zwischen der natürlichen und conventionellen Zeichensprache eine Grenzlinie festzustellen. So ist die Gebärdensprache, die aus demonstrativen und imitativen Zeichen sich zusammensetzt, entschieden formlos, obschon auch sie ein Instrument begrifflichen Denkens ist. Dieselbe findet aber eine innere Schranke an der Unmöglichkeit einer weitgehenden Specificirung und Verallgemeinerung. — **Alex. F. Shand, The nature of consciousness p. 206—222.** Das Bewusstsein, losgelöst von allen in dasselbe eingehenden Acten, ist ein Urtheil sui generis, einfach, unzergliederbar. Doch ist darum das Bewusstsein inhaltlich nicht auch einfach, sondern nur der Act des Bewusstseins. — **J. P. N. Land, Arnold Geulincx and his works p. 223—242.** Uebersetzt aus „Archiv für Geschichte der Philosophie“ IV, 1. — **E. W. Scripture, The problem of psychology p. 305—326.** Der Artikel befasst sich mit dem Beweis folgender Sätze: 1) Psychologie ist die Wissenschaft der geistigen Processe (nicht Producte); 2) sie ist eine Geisteswissenschaft (nicht Gehirnphysiologie); 3) sie ist kein Theil der Philosophie, sondern eine besondere Wissenschaft für sich; 4) sie ist eine beschreibende und erklärende, nicht aber eine kritische Wissenschaft; 5) sie ist eine unentbehrliche Hilfswissenschaft für die physischen, philosophischen, didaktischen und übrigen Geistes-Wissenschaften. — **H. R. Marshall, The physical basis of pleasure and pain p. 327—354; p. 470—497.** Lust und Unlust (Schmerz) werden durch gewisse physiologische Beziehungen zwischen dem Thätigkeitsbetrag und dem Ernährungszustand desjenigen Organs bestimmt, welches den Bewusstseinsinhalt determinirt. Die Theorie, welche den Schmerz als eine „Grenzüberschreitung“ definirt, ist nur für excessive Thätigkeit richtig. Diejenigen Theorien, welche die Lust von normaler Thätigkeit oder von der Annäherung an das Gleichgewicht abhängig machen wollen, stützen sich zwar auf Thatsachen des Zustandes behaglicher Ruhe; aber letztere sind offenbar nur secundärer Natur. Dass die Lust in der bloßen Abwesenheit von Schmerz bestehe, ist falsch, da die Lust sogar als Contrastzustand einen positiven Inhalt besitzt. Ebenso falsch ist, dass Lust immer in der einer Hemmung folgenden Thätigkeit, und Unlust immer in einem Hemmungszustand zu suchen sei, obschon nicht zu leugnen ist, dass Aufhebung des Hemmungszustandes stets ein Lustgefühl im Gefolge hat. — Die Lustlehre hat innige Berührungspunkte mit der Ethik, Pädagogik und Aesthetik. — **W. Caldwell, Schopenhauer's criticism of Kant p. 355—374.** — **G. F. Stout, Belief p. 449—469.** Unter Glaube versteht der Vf. jedwede Art von Zustimmung oder Nicht-Zustimmung, von Anerkennung einer objectiven Existenz. Der Glaube ist demnach „die geistige Function des Verstandes im Erkennen der Wirklichkeit“ (James). Nichtglaube ist daher nur ein Specialfall von Glauben; denn Verwerfung einer Behauptung kommt dem Glauben an ihr contradictorisches Gegenheil gleich. So ist die Leugnung der Existenz Wilhelm Tell's nur der Ausdruck des Glaubens an eine historische Thatsache. Auch der Zweifel ist lediglich eine Phase des Glaubens, nämlich des Glaubens an ein disjunctives Urtheil. Vf. geht die

verschiedenen Erkenntnisgebiete durch und schält das Reale aus dem bloß Subjectiven der Erkenntnis heraus, um zuletzt den tiefsten Grund des Bewusstseins um reale Existenz im eigenen Ich festzustellen. — **J. Donovan, The festal origin of human speech p. 498—506.** Die vergleichende Sprachforschung hat in den Sprachwurzeln die letzten, untheilbaren Elemente der Sprache erkannt. Aber die Psychologie vermag einen Schritt weiter zu gehen, indem sie die Wurzeln auf musikalische Töne, auf die rythmischen Laute zurückführt, welche die Wilden in der Aufregung des Spieles durch Schlagen auf tönende Körper hervorbringen, um bei ihren Freudenfesten die Erfolge ihres Stammes zu feiern. — **L. T. Hobhouse, Induction and deduction p. 507—520.** — Ausserdem kritische Auseinandersetzungen über folgende Themen: Ueber das Wollen (A. Bain); der Coefficient der äusseren Wirklichkeit (Baldwin); Ursprung der Musik (J. Cattell und J. S. Wallascheck mit Replik von Herbert Spencer); über Gedankenbeziehungen (A. Eastwood); Psychologie und Metaphysik (J. S. Mackenzie); Dr. Münsterberg und die experimentelle Psychologie (E. B. Titchener). Kritische Referate und Bemerkungen. Zeitschriftenschau.

3] Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane.

Von H. Ebbinghaus und A. König. Hamburg und Leipzig;
L. Voss. 1891/92.

2. Bd., 6. Heft. **C. Du Bois-Reymond, Ueber Brücke's Theorie des körperlichen Sehens. S. 427.** Brücke ist der Ansicht, dass beim Sehen körperlicher Dinge und stereoskopischer Bilder kleine Schwankungen der Blickrichtung und Convergenz unbewusst, gleichsam automatisch stattfinden. Dadurch werden nach und nach alle Punkte der ungleichen Bilder je einmal zur Deckung gebracht, und aus der Grösse dieser Bewegungen wird die Tiefenanschauung gewonnen. Von selbst verfolgten die beiden Netzhautmittelpunkte die sichtbarsten Umrisse und Linien des Körpers, wie zwei tastende Fingerspitzen, Convergenz und Accommodation passten sich fortwährend dem Bedürfniss an, einfach ohne Doppelbilder und scharf zu sehen. — Durch stereoskopische Beobachtungen geleitet erklärt nun der Vf. das räumliche Sehen im empiristischen Sinne endgiltig so: „Es entspringt also die zwingende Erkenntnis oder Täuschung des räumlichen Sehens aus nur zwei gleichartigen Bedingungen. Entweder durchläuft ein Auge nacheinander mehrere Orte, oder zwei Augen nehmen zugleich zwei verschiedene Orte ein. Allen übrigen Hilfsmitteln kommt nur eine geringere, die Raumanschauung etwas steigernde Nebenwirkung zu.“ — **C. Stumpf, Mein Schlusswort gegen Wundt. S. 438.** Der Vf. hält seine Ausführungen gegen Wundt aufrecht. — **O. Flügel, Erwiderung. S. 444.** Rehmke hatte dem Vf. in seiner Schrift: „Die Seelenfrage“ Materialismus vorgeworfen. Er erwidert, dass die einfachen Realen Herbart's unsinnliche, nicht wahrnehmbare Realen, also keine körperlichen Theile seien. Desgleichen sei es kein Materialismus, wenn man mit der Mehrzahl der heutigen Naturforscher eine ‚actio in distans‘ verwerfe. Und wenn R. fragt: „Was hat die Seelenfrage zu thun mit Wandlungen naturwissenschaftlicher Begriffe?“ so erwidert F.: „Dass sich der Materialismus ganz und gar auf die naturwissenschaftlichen Begriffe von Stoff, Kraft, Bewegung u. s. w. gründet und also auch nur von hier aus beurtheilt und berichtigt werden kann.“

3. Bd., 1. Heft. **H. v. Helmholtz, Versuch, das psychophysische Gesetz**

auf die Farbenunterschiede trichromatischer Augen anzuwenden. S. 1. Der Vf. berechnete aus Versuchen von König und Brodhun, wie viel zwei unmittelbar benachbarte Spectralfarben qualitativ noch verschieden sein müssen, damit der Farbenunterschied eben erkannt werde, und verglich sie mit dem der Empfindlichkeit des Auges für Helligkeitsunterschiede. König fand als kleinsten erkennbaren Bruchtheil für Helligkeitsunterschiede bei weisser Beleuchtung 0,0173. Unter gleichen Verhältnissen wurde der kleinste erkennbare Farbenunterschied = 0,0176 gefunden. „Diese Uebereinstimmung kann unter den gegebenen Umständen wohl als über Erwarten gut bezeichnet werden. Sie entspricht der Voraussetzung, von der wir hier ausgegangen sind, dass die Wahrnehmung der Farbenunterschiede ursprünglich auf der Wahrnehmung von Helligkeitsunterschieden beruht.“ — **R. Greeff, Untersuchungen über binoculares Sehen mit Anwendung des Hering'schen Fallversuchs. S. 21.** Der Hering'sche Apparat hat folgende Einrichtung: Durch einen weiten Cylinder aus Pappe von wenigen Zoll Länge blickt man mit beiden Augen auf einen vorgehaltenen Punkt, während ein Gehülfe kleine Kügelchen dicht vor oder hinter dem fixirten Punkte herunterfallen lässt. Man täuscht sich nun nicht darüber, ob die Kügelchen diesseits oder jenseits des fixirten Punktes herabfallen, man kann sogar annähernd den Abstand vom Fixationspunkt angeben. Bei Verschluss eines Auges vermag man das nicht. Der Apparat ist also so beschaffen, dass er die Muskelbewegungen der Augen ausschliesst, und liefert also den Beweis, dass die perspectivischen Netzhautbilder zur Beurtheilung der Tiefendimension den Hauptanhaltspunkt bilden, nicht die Muskelempfindungen, wie Brücke meint. Der Vf. hat die Exactheit des Versuchs gegen die Einwände Donders' festgestellt. — **A. Pick, Bemerkungen zu dem Aufsätze von Dr. Sommer: „Zur Psychologie der Sprache.“ S. 48.** S. hatte die Frage aufgeworfen: „Gibt es physiologische oder pathologische Fälle, in denen Erinnerungen durch Vermittelung von gewollten Bewegungen wach werden, und in denen durch Behinderung dieser Bewegungen Amnesie hervorgeufen werden kann?“ Der Vf. beantwortet diese Frage mit Ja, indem er hauptsächlich französisches Thatsachenmateriel beibringt und zugleich die Theorie Charcot's darlegt. Die Aphasie gestaltet sich individuell verschieden, je nachdem bei einem Menschen entweder das Klangbild, das Schriftbild, articulatorische oder graphische Bewegungsvorstellungen aus den übrigen Componenten hervorstechend mit der Vorstellung leise mitklingen. Es bedurfte nicht erst des Falles Voit, den Sommer beschrieben hat, um die Thatsache zu beweisen, „dass nicht alle Menschen buchstabirend schreiben; es gibt normale und pathologische Fälle, in denen vermittelt Schreibens Klangbilder gefunden werden.“

2. und 3. Heft. E. Brodhun, Ueber die Empfindlichkeit des grünblinden und des normalen Auges gegen Farbenänderung im Spectrum. S. 97. „In der letzten Hälfte des Spectrums rechts von *E* ist der Grünblinde ebenso empfindlich oder noch empfindlicher als der Trichromat gegen Farbenänderung, während in der anderen Hälfte der letztere sich weitaus empfindlicher als der erstere erweist“ — **H. v. Helmholtz, Kürzeste Linien im Farbensystem. S. 108.** Nachdem Fechner eine Formel für die Intensität der Empfindungen bei Farben von gleicher Qualität gefunden, fand H. eine solche, welche versucht, den Grund der Deutlichkeit zweier Farben anzugeben, welche sich gleichzeitig in Helligkeit und in der Qualität unterscheiden.

$$\text{Dieselbe lautet: } dE^2 = \left(\frac{dx}{a+x}\right)^2 + \left(\frac{dy}{b+y}\right)^2 + \left(\frac{dz}{c+z}\right)^2 \dots$$

worin x, y, z Quanta dreier Urfarben, aus denen die eine Farbe gemischt ist, und $(x + dx), (y + dy), (z + dz)$ die Componenten der anderen Farbe bezeichnen. Ein Vergleich der Formel mit den Beobachtungen ergibt: „Es fñgt sich also das ganze Gebiet dieser scheinbar unregelmässigen Erscheinungen leicht unter die erweiterte Formulirung des Fechner'schen Gesetzes.“ — **Th. Lipps, Die Raumschauung und die Augenbewegungen. S. 123.** Nach Wundt geschieht die Ausmessung des Sehfeldes, d. h. die Orientirung über Entfernung und Grösse der gesehenen Objecte durch Augenbewegungen. Daher manche optische Täuschungen: wir überschätzen verticale Distanzen, weil nach oben die Augenbewegungen schwieriger sind. Dagegen polemisiert L.; er fand, dass durch Übung seine Augenbewegungen nach oben die leichtesten von allen wurden und die Ueberschätzung dauerte doch fort. Nach ihm sind vielfach ästhetische Motive bei solchen Täuschungen im Spiele. Nach seiner Sehfeldtheorie ist „die relative Grösse wahrgenommener Abstände innerhalb des Sehfeldes durch die relative Lage der den Eindrücken zugehörigen Netzhautpunkte unmittelbar bestimmt, und zwar ist es die Erfahrung, die jene wahrgenommene Ordnung der Eindrücke und diese thatsächliche Ordnung der Netzhautpunkte unmittelbar bietet!“ Das Sehfeld hat auch ursprünglich keine Tiefe und keine bestimmte Form. Es ist nicht wahr, was Manche behaupten, wir nähmen die Tiefe wahr, es ist vielmehr ein Tiefenurtheil mit der Wahrnehmung so enge verbunden, wie das Urtheil über Freude bei Wahrnehmung von Lachen. Dieses Urtheil bildet sich empirisch durch die Convergenzstellungen der Augen für verschiedene Entfernungen; bei ungleicher Convergenz erachten wir die Entfernung der Objecte ungleich, damit ist die Tiefe gegeben; bei gleicher, für gleich, und darum versetzen wir das Entferntere insgesamt auf eine Kugel. Es ist eitel Fiction, wenn Wundt das Sehfeld ursprünglich für kugelig hält, wegen der grössten Kreise, die der Fixationspunkt beschreibe. Der Fixationspunkt ist eine blose Abstraction, die keine Kreise beschreiben kann. Auch für die Tiefen- und Grössenbewegungen leisten die Augenbewegungen nicht ihren Dienst. Eine horizontale Fläche, etwa eine Strasse, erscheint uns in der Entfernung gehoben, nach Wundt, weil wir den Blick heben müssen, um die entferntere Strasse zu durchmustern. In Wirklichkeit kommt es von einer Unterschätzung der entfernteren Distanzen, weil sie unter einem kleineren Gesichtswinkel erscheinen. Nicht wegen der Hebung des Blickes unterschätzen wir verticale Distanzen, z. B. die Höhe eines Quadrates, sondern weil wir uns gewöhnt haben, die Unterschätzung entfernterer Distanzen zu corrigiren. Die höheren Punkte des Quadrates liegen nämlich regelmässig weiter vom Auge und werden darum zu klein gesehen. — **Th. Wertheim, Eine Beobachtung über das indirecte Sehen. S. 172.** Das Verschwinden, resp. Dunklerwerden von Objecten, deren Umgebung plötzlich heller beleuchtet wird, findet sowohl beim directen als indirecten Sehen statt, während das scheinbare Hellwerden bei plötzlicher Verdunkelung der Umgebung nur bei direct gesehenen Objecten bemerkt wird. Für indirect gesehene Objecte ist es gleichgültig, ob die Beleuchtung der Umgebung im positiven oder negativen Sinne schwankt: sie verschwinden in beiden Fällen, nicht nur beim Hellerwerden, sondern auch beim plötzlichen Verdunkeln der

Umgebung. — **G. Sergi, Ueber einige Eigenthümlichkeiten des Tastsinnes. S. 175.** — Bei der Verbesserung der Versuche Bloch's fand der Vf., „dass das zwischen einer Tastempfindung und der andern gefühlte Intervall veränderlich ist, je nach den verschiedenen Punkten der Hautoberfläche.“ Es können Hautreize noch unterschieden werden, die bloß $\frac{1}{1000}$ Secunde von einander abstehen. Die empfindlichsten Theile der Haut sind die Fingerspitzen auf der Vorderseite. „Viele Theile der Haut geben zwar eine bestimmte Tastempfindung, geben sie aber nicht so klar und deutlich wie die Fingerspitzen.“ Das Minimum der Energie des noch wahrnehmbaren Reizes ist veränderlich für verschiedene Punkte der Haut. „Bei den successiven isochronen Reizen, wie denen der Stimmgabel, ist die einheitliche Empfindung, welche etwa daraus hervorgeht, nicht die Wirkung der Fusion der Eindrücke durch ihre Nachdauer, sondern die Wirkung der Unempfindlichkeit gegen schwache Stöße, daher wird die Spitze gleichsam als feststehend empfunden, wenn sie in unmittelbarem Contact mit der Haut steht.“ „Bei den eigentlichen Tastempfindungen scheint keine Nachdauer der Eindrücke zu bestehen, wenn die Reize begrenzt und hervorgerufen sind von einer stumpfen Spitze; auch scheint keine Summation kleiner Eindrücke zu einem einzigen Effect stattzufinden, wie bei einigen anderen Sinnen und für die Haut auch bei elektrischen Reizen constatirt ist. Diese Phänomene treten dagegen ein, wenn man die Tastempfindung in Druckempfindung umgewandelt hat.“ Auf der Schleimhaut der Eichel gibt es keine Empfindung von rein tactilem Charakter, wie sie sich auf der übrigen Haut findet. — **K. L. Schaefer, Beiträge zur vergleichenden Psychologie S. 185.** — Ueber das Verhalten wirbelloser Thiere auf der Drehscheibe fand der Experimentator Folgendes: 1) Im Beginn und während der Drehung auf horizontaler Ebene findet bei vielen Gegendrehung der Thiere statt. 2) Eine Nachwirkung der Drehung wird nicht beobachtet; einem Drehschwindel, wie die Vertebraten, unterliegen also die untersuchten Wirbellosen nicht. — **J. Rehnke, Gegenantwort auf die Erwiderung von O. Flügel. S. 193.**

4. Heft. **J. v. Kries, Ueber das absolute Gehör. S. 257.** — Unter absolutem Gehör wird die Fähigkeit verstanden, die absolute Höhe gehörter Töne frei aus dem Gedächtniss zu erkennen. Dieselbe findet sich nicht sehr häufig, der Vf. selbst besitzt dieselbe für Klaviertöne und Streichinstrumente, vermag aber gleich hohe Töne der Stimmgabeln und der menschlichen Stimmen nicht zu bestimmen. Das absolute Gehör ist sehr verschieden von der Auffassung der Intervalle; letztere kann bei Musikern sehr stark entwickelt sein, und doch fehlt das absolute Gehör gänzlich. Daraus scheint zu folgen, dass die gehörten Töne nicht mit einer habituellen Erinnerung verglichen und nach ihr bestimmt werden. Sehr entschiedenen Einfluss hat die Klangfarbe auf die Erkennung, wie obige Erfahrung am Vf. zeigt; doch gibt es auch Musiker, die alle Klangfarben gleich gut bestimmten. Die Höhe von Accorden wird vielfach besser erkannt als die von einzelnen Tönen. Zur Erklärung erinnert der Vf. an die neuere Associationslehre von Lehmann; mit einer Tonempfindung ist associirt der Name eines Tones und weckt darum dessen Erinnerung. Doch gibt er zu, dass damit nicht Alles erklärt ist. — **L. Matthiessen, Die zweiten Purkinje'schen Bilder im schematischen und in wirklichem Auge. S. 280.** — Eine Weiterführung der Messungen und Berechnungen, der Krümmung, der Linsenflächen

am lebenden Auge aus den Purkinje'schen subjectiven Spiegelbildern. Zu Grunde gelegt ist neben dem menschlichen auch das Pferdeauge.

4] Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Bedigirt von R. Falckenberg. Leipzig, Pfeffer 1892. 100. Bd.

1. Heft. A. Wreschner, E. Platner's und Kant's Erkenntnisstheorie mit besonderer Berücksichtigung von Tetens und Aenesidemus. S. 1. Bei allem Einflusse, den Platner durch Kant erfuhr, suchte er seine eigene etwas skeptische Stellung zu wahren. „Er ist also keineswegs ein Kantianer zu nennen“. Nach seinen eigenen Worten haben ihm Kant's Schriften nur „Stoff zum Nachdenken und Reiz zum Widerspruch“ geboten. — **G. Frege, Ueber Sinn und Bedeutung. S. 25.** Der Vf. unterscheidet Sinn und Bedeutung in folgender Weise. „Abendstern“ und „Morgenstern“ haben dieselbe Bedeutung, nicht aber denselben Sinn. Verschieden ist der Sinn: „Schnittpunkt der Transversalen a und b “ und „Schnittpunkt der Transversalen b und c “, aber ihre Bedeutung ist dieselbe; beide Schnittpunkte sind ja nur einer. Der Ausdruck: „die am wenigsten convergente Reihe“ hat einen Sinn, aber keine Bedeutung, weil zu jeder convergenten Reihe eine noch convergentere gefunden werden kann. — **H. v. Seeland, Ueber die Einseitigkeit der herrschenden Krafttheorie S. 50.** Der Vf. beweist den Satz: „Die Summe der wirklichen Kräfte, d. h. derjenigen, welche im Gesetz von der Erhaltung der Kraft verstanden werden, ist nicht constant, sondern nimmt im Laufe des Weltprocesses stetig zu; das Ding aber, welches den Zuschuss liefert, ist eine unbestimmte unendliche Kraftanlage des Seienden, welche wir zwar selbstverständlich nicht als ein Nichts qualificiren müssen, jedoch auch weiter nichts über dieselbe auszusagen imstande sind“. — **E. Dreher, Betrachtungen über das „Gesetz von der Erhaltung der Kraft“. S. 79.** Der Vf. findet das Gesetz nicht in allweg zutreffend. Die Undurchdringlichkeit der Körper ist z. B. eine Quelle neuer Kräfte. Auch im leeren Raume würde eine bewegte Kugel an Geschwindigkeit verlieren. Kleine Ursachen, „grosse Wirkungen“, grosse Ursachen, „kleine Wirkungen“.

2. Heft. J. Zahlfleisch, Zur Kritik der Anschauungen des Aristoteles in Bezug auf physikalisches Wissen. S. 177. Es werden mehrere Sätze des Aristoteles über die Bewegung als unzutreffend bezeichnet. — **H. von Seeland, Ueber die Einseitigkeit der herrschenden Krafttheorie. S. 202.** Der sittliche Fortschritt wird am kräftigsten durch Leiden, Störungen gefördert. Es muss also eine Anlage in der Menschheit gegeben sein; denn die Störungen sind keine Kraft, sondern das Gegentheil. Die Muskelkraft wird durch Uebung vermehrt und zwar besser als durch Nahrungszufuhr. Also kann die Lebenskraft nicht aus dem Chemismus der Stoffe stammen. Durch eingeschaltete Hungerperioden kann man den Organismus kräftiger machen als durch fortgesetztes Mästen. Sogar die Kälte kräftigt den Organismus. In Krankheiten zeigt der Organismus eine merkwürdige Heilkraft. Die Krankheit selbst kann kräftigen, beleibter machen, Immunität für die Zukunft geben. Die kleinsten Impulse bewirken oft die stärkste Vervollkommnung des Lebens. Es muss also in der Welt ausser der Kraft auch eine unerschöpfliche Kraftanlage angenommen werden. — **R. Schellwien, Die Erkenntnislehre Kant's. S. 226.** Indem der Vf. sich mit der Kant'schen Grenzziehung der menschlichen Er-

kenntniß einverstanden erklärt, kann er sich mit der Lehre nicht einverstanden erklären, dass unsere sinnliche Erfahrung uns die Dinge nicht so offenbart, wie sie sind, sondern wie sie uns erscheinen. „Er construirte das menschliche Bewusstsein aus zwei sich widersprechenden Bestandtheilen. An diesem Widerspruch scheidet die Lehre von der Erscheinung und dem Ding an sich“. — **M. Schasler, Philosophische Randbemerkungen zu den Verhandlungen über den preussischen Volksschulgesetzentwurf. S. 233.** Der Vf. sucht nachzuweisen, dass der vom Minister behauptete Zusammenhang zwischen Moralität, Religiosität, Confessionalität oder Kirche nicht besteht. — **E. Dreher, Kritische Bemerkungen und Ergänzungen zu Kant's Antinomien. S. 248.** Kant glaubte, die Antinomien hätten darin ihren Grund, dass wir Gesetze, die von den Dingen an sich gelten, auf Erscheinungen übertragen. Darin hat er nach dem Vf. Unrecht, da ja nach Kant alle unsere Erkenntnisse nur auf Erscheinungen gehen. Vielmehr stosse unser Denken nothwendig auf Widersprüche, wie sie sich zum Beispiel im Begriffe der Gegenwart finden, die man als unmöglich und als nothwendig nachweisen könne. Aber der Skepsis verfallen wir darum nicht, denn die Empirie weist den einen der Gegensätze als wirklich nach.

5] Philosophische Monatshefte. Von P. Natorp. Berlin, Solinger. 1892. 28. Bd.

1. u. 2. Heft. Ed. v. Hartmann, Zum Begriff der unbewussten Vorstellung. S. 1. Unbewusstheit kann es nicht in der Empfindung, nicht in der sinnlichen Anschauung, nicht im Begriffe, nicht in der Erinnerung, nicht im Gefühle, nicht im Phantasma, sondern nur in der Vorstellung geben. Jene psychischen Acte können höchstens relativ unbewusst, d. h. für das höhere Centralbewusstsein unbewusst sein, die Vorstellung aber absolut. Dass dieselbe nicht erfahrbar ist, streitet nicht gegen ihre Möglichkeit. Die Unerfahrbarkeit liegt ja in ihrem Wesen: sie ist nicht reproductiv, sondern productiv, nicht passiv oder receptiv, sondern rein activ, nicht abstract und allgemein, sondern concret und singular, ohne sinnliche Bestandtheile, rein unsinnlich zu denken. Man kann sie „intellectuelle Anschauung“, „Intellectualfunction“, „Idee“ nennen. — **M. J. Monrad, Ueber das Gebet. Ein philosophisches Fragment. S. 25.** Das Gebet hat nicht, wie mit Renan jetzt viele meinen, rein subjective sondern eine objective Bedeutung, jedenfalls wenn der Gottesglaube zu Grunde liegt, ohne den es kein eigentliches Gebet gibt. Aber wie ist die Erhöhung mit der Nothwendigkeit der Weltordnung vereinbar? Wie erkenntnistheoretisch das Subject nur dadurch objective Wahrheit gewinnt, dass es sich von den Zufälligkeiten des Ich losmacht, so sucht sich das rechte Gebet von dem vergänglichen, zeitlichen, egoistischen Standpunkte des Subjectes zu der allgemein gültigen Objectivität, zu dem Willen des Absoluten zu erheben, und so wird jedes rechte Gebet ohne Beeinträchtigung der objectiven Ordnung erhört. —

3. u. 4. Heft. A. Rosinski, Die Wirklichkeit als Phänomen des Geistes. S. 129. Nach dem Vf. war es eine Inconsequenz von Seiten Kant's, dass er die Empfindungsform für subjectiv erklärt, der Empfindung selbst aber, die doch mit ihr eins werden muss, eine Objectivität zugesteht, ferner dass der Verstand auf das „Ding an sich“ geht, womit die Sinnlichkeit, die doch mit der Verstandeskategorie eins werden muss, nichts zu thun hat. „Dieser Dualismus der Er-

kenntnisfähigkeit war der grosse Fehler, welcher mit wenigen Ausnahmen die ganze Metaphysik des Alterthums in Fesseln hielt. Die Sinne wurden als Schöpfer des Seins erklärt, während man den Verstand zum eigentlichen Träger und erhabenen Gebieter der Wirklichkeit erhob.“ Doch sind die vorkantischen Philosophen darin zu entschuldigen, sie hatten noch keinen Criticismus vor sich. Unbegreiflich ist ihm aber, wie nach Kant ein Herbart, Schopenhauer diesen Dualismus so schroff ausbilden konnten. Insbesondere polemisiert er gegen Herbart's: „Wie viel Schein, so viel Hindentung auf das Sein“, „der Schein lässt sich nicht ableugnen, man muss ihn setzen als ein recht eigentliches Nichtnichts“, „man setzt etwas und zwar dieses Etwas wegen dieses Scheins, ein anderes Etwas wegen eines anderen Scheins.“ Er meint, der Glaube, dass die Wissenschaft zur Illusion herabsinkt, wenn alle unsere Erkenntnisse nur subjectiv sind, sei ungerechtfertigt; Herbart habe es nicht widerlegt, „dass das Unbedingte auch Phänomen des Geistes sein kann, und dass es in der Natur des letzteren liegt, sein Eigenthum unabhängig von sich zu setzen; er hat es nicht bewiesen, dass die absolute Position nur einem Für-sich-seienden, dem Denken gänzlich unzugänglichen Realen zugeschrieben werden dürfe.“

5. u. 6. Heft. A. Rosinski, Die Wirklichkeit als Phänomen des Geistes. (Schluss.) „So glauben wir denn mit genügender Evidenz dargethan zu haben, dass wir die Wirklichkeit, die Welt der Erfahrungen mit ihren Gesetzen und Phänomenen, alles somit, was wir nur immer als ‚an sich‘ seiend annehmen mögen, nur auf uns einschränken müssen, dass also der Urgrund alles Wirklichen, nicht irgend ein Etwas, welches absolut ausser uns liegt, sondern nur unser eigenes Ich sein könne.“ — **F. Kaindl, Wesen und Bedeutung der Impersonalien. S. 278.** Das Wesen der Impersonalien ist auf zweifachem Wege erforscht worden: auf sprachgeschichtlichem, so besonders von Miklosich, und auf psychologisch-logischem, so von Sigwart, und Kaindl hält, da die Sprache gar oft nicht den ganzen Gedanken ausdrückt, letzteren für den allein richtigen. Logisch unrichtig ist die Fassung der Impersonalien eingliederiger Urtheile durch Brentano, Marty u. A., welche meinen, zum Wesen des Urtheils gehöre nur eine Anerkennung oder Verwerfung, welche sich auch in einem Begriffe vollziehen könne. Aber was wird anerkannt und verworfen? Offenbar eine Beziehung, die Wahrheit, die Uebereinstimmung einer Auffassung mit einem Sachverhalt. Eine Beziehung verlangt aber nothwendig zwei Glieder, die Sprache drückt aber nicht immer alle Gedanken und Gedankenglieder aus; man denke an: fertig, schön? genug! So wird manchmal das Subject (ein Knall!), manchmal das Prädicat ausgelassen, letzteres z. B. wenn ich beim Herannahen eines Pferdes rufe: das Kind! Für solche Sätze ist kein logisches wohl aber ein psychologisches Subject oder Prädicat vorhanden. Die Impersonalien sind nun subjectlose Sätze, bei welchen ein Subject ausgelassen ist 1) weil es selbstverständlich ist. So wenn ich beim Anblick des Vesuvus ausrufe: der Vesuv! Subject ist das concret wahrgenommene, der Berg. Aehnlich verhält es sich mit concret wahrgenommenen Vorgängen: Ein Knall, es knallt, das ist ein Knall. An ein bewirkendes Subject ist in diesen Fällen nicht zu denken. 2) Manchmal ist ein solches Subject auch nicht zu finden; man müsste denn wie Schleiermacher wollte, das ‚Chaos‘ für ein solches halten, wie in Sätzen: Es ist still, es ist Tag. Auch in

diesen Existenzialsätzen benennt man das Concretwirkliche mit dem Allgemeinbegriff; man sagt ja auch dafür: es tagt, es wird Tag. „Alle Impersonalien benennen also einen Zustand oder Vorgang ohne den Gedanken an ein bewirkendes Subject. Daher darf man wohl mit Recht sagen, dass der logische Kern eines streng impersonalen Satzes ein Benennungsurtheil ist.“ (Es scheint aber doch, dass man mit: „Es regnet“ noch etwas mehr sagen will, als: „Das was man da sieht, heisst Regen“). Manche sind der Ansicht, die subjectlosen Sätze seien Rückbildungen der vollständigen, andere meinen, die subjectivischen hätten sich aus den Impersonalien entwickelt. Aber die Sprachgeschichte zeigt, dass beiderlei Sätze von Anfang in den ältesten Sprachen vorhanden sind. Für die Ursprünglichkeit der Impersonalien spricht, dass die Kinder und also auch die ersten Menschen in unvollständigen Sätzen sprachen, nämlich nur das nennen, was am meisten Eindruck macht, z. B.: „Ein Knall!“ Die Zeitwörter sind aber früher als die Hauptwörter, welche, wie die Sprachvergleichung zeigt, von jenen gebildet worden. Die ursprüngliche Form des Zeitwortes ist aber die 3. Sing. Das Kind sagt nicht: Ich gehe, sondern Marie geht, nicht: wir essen, sondern: Vater isst, Mutter isst, Marie isst. Darum sagt der Urmensch beim Hören eines Knalles: (Es) knallt. Das „es“ der Impersonalien bezeichnet kein bewirkendes Subject, sondern die Lücke, das Fehlen eines Subjectes. Nothwendig ist es nicht, denn in vielen Sprachen findet es sich nicht; das Deutsche setzt ja auch eine erste und zweite Person vor das Verbum, wo dem Lateinischen, Griechischen die Endung genügt.

7. u. 8. Heft. M. Offner, Ueber die Grundformen der Vorstellungsverbindung. S. 385. Die Associationsgesetze werden wesentlich im Anschluss an Münsterberg einer Untersuchung unterzogen. In dem Streite zwischen „Aehnlichkeits“- und „Berührungs“-Association entscheidet der Vf.: „Keine wirklich isolirte Empfindung kann durch eine ihr gleiche isolirte Empfindung blos auf Grund der Aehnlichkeit oder Gleichheit associativ in das Bewusstsein geführt werden. Was aber für die einzelnen Elemente Geltung hat, muss auch zutreffen für deren Summe.“ — **E. Kühnemann, Zur Geschichte und zum Problem der Aesthetik. S. 416.** Die Fortbildung der Aesthetik Kant's durch Cohen.

B. Philosophische Aufsätze aus Zeitschriften vermischten Inhalts.

1] Stimmen aus Maria-Laach. Freiburg, Herder.

1891, 8., 9. u. 10. Heft. H. Pesch, Die Philosophie des wissenschaftlichen Socialismus. S. 245, 357, 473. Engels und Marx, die Philosophen des Socialismus haben auf den Pantheismus Hegel's, den Materialismus Feuerbach's ihre Weltanschauung gegründet und derselben durch die Entwicklungslehre Darwin's und Häckel's ihre Ausgestaltung gegeben. „Alles Sein ist Materie, die Daseinsweise der Materie aber ist die Bewegung. Es gibt kein ruhendes Sein, kein „Ansichsein, alles ist Sein und Nichtsein zugleich, alles ist Werden . . . Hier ist der Punkt, wo der ökonomische Materialismus in Gegensatz tritt zu

den verschiedenen Formen des Materialismus, indem er die revolutionäre dialektische Methode des Hegel'schen Panlogismus mit dem Feuerbach'schen Materialismus verquickt“. — Die Geschichtsphilosophie dieser Socialisten betrachtet die National-Oekonomie als den leitenden Faden aller Geschichte. Früher wurde die Production nur nebenbei als untergeordnetes Element der Culturgeschichte behandelt; die Neuzeit hat das grosse Gesetz entdeckt, welches alle historische Entwicklung beherrscht, „dass alle bisherige Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen war, dass diese einander bekämpfenden Klassen der Gesellschaft jedesmal Erzeugnisse sind der Productions- und Verkehrsverhältnisse, mit einem Wort der ökonomischen Verhältnisse ihrer Epoche; dass also die jedesmalige ökonomische Structur der Gesellschaft die reale Grundlage bildet, aus welcher der gesammte Ueberbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise eines jeden geschichtlichen Zeitabschnittes in letzter Instanz zu erklären sind“. So wörtlich Engels, mit dem auch Marx übereinstimmt. So sind „Gottesleugnung und Gottesslästerung die beiden Pole, zwischen denen der ‚wissenschaftliche‘ Socialismus sich bewegt. Der Materialismus bildet seine Grundlage, der Atheismus seine Religion“. Er besitzt keinen einzigen selbständigen Gedanken, sondern entlehnt sie alle dem Liberalismus, der gottentfremdeten Wissenschaft. — Die Kritik Pesch's hebt folgende Punkte hervor: a. Widerspruch zwischen Methode und System; b. die Phantasie im Gewande der Erfahrungsphilosophie; c. die socialistische Weltanschauung — Wahnsinn oder Wissenschaft? d. Irrthümer und Einseitigkeiten in der materialistischen Geschichtsauffassung.

1892, 3. Heft. J. Dahlmann, Zur Buddhismus-Schwärmerei. S. 266.

Die Buddha-Schwärmer behaupten, dass der Buddhismus die meisten Religionsbekenner zähle, 500 Millionen unter den 1500 Millionen Bewohnern der Erde. Monier Williams hat diese Frage genauer studirt und gefunden, dass jene Behauptung ein grosser Irrthum ist. In China, welches das Hauptcontingent stellen muss, huldigt die überwiegende Mehrzahl der Bewohner der Religion des Confutse, daneben und neben den Buddhisten gibt es auch noch viele Taoisten. In Japan besteht daneben der Confucianismus und Schintoismus. In einigen anderen Gegenden herrscht praktisch eine Art Schamanismus vor. Die besten Auctoritäten, unter ihnen der Oxforder Professor des Chinesischen, Legge, sind der Meinung, dass es in Wirklichkeit höchstens 100 Millionen eigentliche Buddhisten gibt, und dass das Christenthum mit seinen 430—450 Millionen Bekennern das numerische Uebergewicht über alle Religionen der Erde hat. Ich hege dieselbe Ueberzeugung. Nach dem Christenthum kommt zunächst der Confucianismus, der Buddhismus erst an vierter Stelle. Der chinesische Gesandte Liu bezeichnet die Gleichstellung von Confucianismus und Buddhismus als lächerlich. Der presbyterianische Missionär Happer, der sich mit der Statistik des Buddhismus eingehend beschäftigt hat, zählt in China blos 20 Millionen Buddhisten, in ganz Asien nur 72 $\frac{1}{2}$ Millionen. Wenn die Chinesen nach ihrer Religion gefragt würden, gewiss $\frac{19}{20}$ oder $\frac{99}{100}$ würden sich als Anhänger des Confutse bekennen. Ueber den inneren Gehalt des Buddhismus sagt derselbe Williams, der viermal Indien bereist und auch das gelobte Land des Buddhismus, Ceylon, aus nächster Nähe kennen gelernt hat: „Ich behaupte, dass der

Buddhismus in sich selbst von den frühesten Zeiten an den Keim der Fäulniß, des Zerfalls, des Todes in sich trug, und dass sein gegenwärtiger Zustand nur als der Zustand eines beschleunigten Zersetzungsprocesses bezeichnet werden darf.“¹⁾ Darnach kann man beurtheilen, mit welchem Rechte neuestens K. E. Neumann in seiner Schrift: „Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren“²⁾ den Buddhismus dem Christenthum in den beiderseitigen Grundlehren: Erlösung, Liebe, Ascese überlegen erklärt, und ihm den baldigen Sieg auch in Europa verkündet.

7. Heft. H. Pesch, Der Grundirrtum des liberalen Oekonomismus. S. 113. Der Physiokratismus behauptet für die Volkswirtschaft ebenso absolut nothwendige Naturgesetze wie für die materielle Welt. Aber die constanten Gesetze des Wirtschaftslebens sind entweder selbstverständliche Principien von metaphysischer Nothwendigkeit, wie dass der Verschwender, der Träge, zu nichts kommt, oder sie sind moralische Normen, welche die Freiheit nicht aufheben, wie dass der Mensch mit den geringsten Kosten und Arbeiten zu produciren sucht.

2] Jahrbuch für Philosophie und speculative Theologie. Von E. Commer. Paderborn, Schöningh. 1892.

VI. Bd., 3. Heft. E. Commer, De Christo Eucharistico. S. 255. — G. Grupp, Beiträge zur Geschichte der neueren Philosophie. S. 272. Es werden behandelt Herbart, Schopenhauer, Lotze. — **G. Feldner, Die Grundprincipien der Naturphilosophie. S. 299.** Das Thema wird erörtert an den einschlägigen Schriften von 1. Th. Polack, Das chemische Atom und die Molekel; 2. Schneid, Naturphilosophie; 3. O. Flügel, Die Seelenfrage; 4. C. M. Schneider, Die katholische Wahrheit — **M. Glossner, Gewissheit oder Hypothese in der Frage der Schwingungszahlen der prismatischen Farben. S. 310.** Es soll gegen F. X. Pfeifer gezeigt werden: „1. dass die herrschende Licht- und Farbertheorie, physikalisch betrachtet, nicht eine vollkommen abgeschlossene und durchaus sichere Lehre, sondern eine Hypothese bildet, die noch sehr gewichtige Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen hat, und deshalb der Umbildung fähig und bedürftig ist; 2. dass in keinem Falle das Wesen von Licht und Farbe ausschliesslich in Bewegungen und Zahlenverhältnissen bestehe.“ — **G. Feldner, Das Verhältniss der Wesenheit zu dem Dasein. S. 125.** Nur durch den realen Unterschied in der Creatur wird Gott genügend von den Geschöpfen unterschieden“, „Gott lässt sich in keine Gattung einreihen; jede Creatur aber steht in der Gattung und Art, weil Wesenheit und Dasein in ihr real unterschieden sind,“ „Gott allein ist einfach, jede Creatur hingegen zusammengesetzt aus der Wesenheit und dem Dasein“. „Der Wesenheit Gottes kann man nichts beifügen; jede Creatur hat neben der Wesenheit noch Beigefügetes.“ — **M. Glossner, die Philosophie des hl. Thomas v. Aquin. Gegen Frohschammer S. 153.** Obgleich der Blick Frohschammer's in seiner Kritik des Thomas durch persönliche Verbitterung und theoretische Vorurtheile getrübt ist, so unterzieht sie G. doch einer eingehenden Prüfung, weil F. immerhin die Scholastik besser

¹⁾ Buddhism in its connection with Brahmanism. . . . London, 1889.

²⁾ Leipzig, Spohr 1891.

kennt, als viele Gegner und weil gerade sein System recht deutlich den Gegensatz der alten Philosophie zum modernen Denken zum Ausdruck bringt.

4. Heft. G. Feldner, Das Verhältniss der Wesenheit zum Dasein. . .

S. 383. Es werden folgende Argumente erörtert. f) Das Dasein Gottes ist nicht in einem andern aufgenommen; das Dasein der Creaturen hingegen ist in der Wesenheit des Geschöpfes aufgenommen. g) Gott ist deshalb der Einzige, weil in ihm Wesenheit und Dasein real identisch sind. h) Wir vermögen nicht auf natürliche Weise Gottes Wesenheit, wie sie in sich ist, zu erkennen, überdies reichen unsere natürlichen Kräfte dazu nicht aus, denn Gottes Wesenheit ist real identisch mit seinem Dasein. — **Th. Esser, Die Lehre des heiligen Thomas bezüglich der Möglichkeit einer ewigen Weltschöpfung.**

S. 393. Es folgt die Kritik der aposteriorischen Beweisversuche für die Unmöglichkeit einer ewigen Welt; zunächst aus der Unendlichkeit. Diese Beweise sind von den Geschöpfen hergenommen, sei es von allen in ihrem Verhältnisse zu einander, sei es von einzelnen derselben im besonderen. Für die Unmöglichkeit einer actual unendlichen Menge bringt Thomas wohl die scharfsinnigsten Beweise herbei, aber was ausschlaggebend ist, sie sind ihm nicht demonstrativ. — **M. Glossner, Apologetische Tendenzen und Richtungen.**

Vierter Artikel. S. 415 Die Möglichkeit der Offenbarung wird gegen Pantheismus und Theosophismus, mit welchen auch der glaubensphilosophische Standpunkt der Tübinger Schule (Kuhn's) verwandt ist, vertheidigt. — **G. Grupp, Beiträge zur Geschichte der neueren Philosophie. S. 431.** — **Lotze's Metaphysik. Der Positivismus.** — **P. Mahn, Die Mystik des Angelus Silesius. S. 472.** Mit Reserve nimmt die Redaction die Abhandlung dieses nichtkatholischen Vf.'s an.

VII. Bd., 1. Heft. M. Glossner, Apologetische Tendenzen und Richtungen. Fünfter Artikel. S. 1. Gegen Kuhn und Schanz wird die Uebernatürlichkeit des Zieles des Menschen festgestellt. — **G. Feldner, Richtigstellungen der Ansichten des neuesten Commentators des hl. Thomas. S. 21.** — **Th. Esser, Die Lehre des hl. Thomas bezüglich der Möglichkeit einer ewigen Weltschöpfung. S. 46.** Die aus der actuellen Unendlichkeit sich ergebenden Einwürfe werden nach Thomas dargelegt. — **P. Mahn, Die Mystik des Angelus Silesius. (Schluss.) S. 67.**

3] Divus Thomas. Commentarium inserviens academiis et lycæis scholasticam sectantibus. Vol. IV., Fasc. 17—20. Placentiae. 1891.

Quæstiones circa quartam viam s. Thomae ad demonstrandam Dei existentiam p. 265. Lösung einer Schwierigkeit gegen den Beweis für die Existenz Gottes aus den Stufen der Vollkommenheit. — **J. Vinati, Utrum 'ad aliquid' sit univocum relationibus realibus et rationis p. 266.** Caietanus vertheidigt als Lehre des hl. Thomas, der Begriff 'Beziehung' werde eindeutig von der relatio rationis und realis ausgesagt, während andere Commentatoren (Bañez, Suarez etc.) die gegentheilige Ansicht dem Aquinaten beilegen. Vf. schliesst sich den letzteren an, hält aber ihre Bemerkungen gegen Caietan für ungenügend. — **V. Ermoni, Existentia Dei et philosophus christianus III. p. 275.** Will der Apologet das Dasein Gottes beweisen, so hat er vor allem

1. die analytische Nothwendigkeit des Causalitätsgesetzes darzuthun; 2. alles aufzubieten, um gegen die Evolutionisten die Zufälligkeit der Welt zu vertheidigen. — **T. Cucchi, Utrum bonitas voluntatis dependeat ex conformitate ad voluntatem divinam p. 300.** Wenn unser Wille durch seine Uebereinstimmung mit dem göttlichen vervollkommnet wird, muss er dann auch immer und alles wollen, was Gott will? Diese Frage, welche bei den Scholastikern verschiedene Lösungen gefunden, wird mit Thomas dahin beantwortet, dass zur sittlichen Güte des Willensactes die Uebereinstimmung desselben mit dem göttlichen „in voluto formali“ hinreiche und nothwendig sei, nicht aber „in voluto materiali.“ — **J. Vinati, Utrum denominatio extrinseca sit relatio rationis p. 311.**